

Bern ein "avant-poste de la terre française"?

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **10 (1954)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420331>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

- in Nr. 19: rückläufige Konjunktur durch Abflauen des Geschäftsgangs
 „ „ 8: Konjunkturauftrieb durch Wirtschaftsaufschwung
 „ „ 5: Konjunkturgestaltung durch Wirtschaftsgestaltung
 „ „ 3, 10: Konjunkturausgleich durch Ausgleich der wirtschaftlichen Schwankungen
 „ „ 13: Konjunkturschwankungen durch Wirtschaftsschwankungen
 „ „ 20: Konjunkturzeiten durch Zeiten günstigen Geschäftsgangs
 „ „ 15: Konjunkturperioden durch Wirtschaftsperioden
 „ „ 18: Überkonjunktur durch Überspannung des Geschäftsgangs
 „ „ 22: Hochkonjunktur durch Wirtschaftsblüte
 „ „ 11: konjunkturgerecht durch wirtschaftsgerecht
 „ „ 12: konjunkturbedingt durch zeitbedingt

Wir wollen keiner Amtsstelle zumuten, auf die „konjunkturbedingte“ Blüte dieses Wortes gänzlich zu verzichten; Fremdwörter können ja eine Bereicherung unseres Wortschatzes bedeuten. Man kann aber seinen Wortvorrat auch durch deutsche Wörter bereichern, und wenn auf jenen zwei Seiten das Wort Konjunktur statt zwanzig= nur zehnmal erschienen wäre, so wäre das Ganze mindestens so schön, klar, verständlich und damit demokratisch geworden.

Bern ein „avant-poste de la terre française“ ?

Ein Mitarbeiter der Schweizerischen Politischen Korrespondenz (SPK, Sitz in Bern!) ist leider unlängst den Stadtbernern in einer wichtigen kulturellen Angelegenheit in den Rücken gefallen, indem er die außerhalb Berns wohnenden Deutschschweizer aufforderte, sich für eine französische Schule in Bern ins Zeug zu legen!

Es ist dies ein Thema, das den Bernern nun bald „zum Halse heraushängt“, weil es lange genug zerredet worden ist. Nicht durch die Schuld der Einheimischen, sondern weil es der hinter der Forderung nach einer französischen Schule (oder Subventionierung der bestehenden Privatschule) stehende Kreis von Kulissenkämpfern auf jede Art und Weise immer wieder in die Diskussion geworfen hat, und zwar mit den ewig gleichen, längst widerlegten „Gründen“, und mit dem Ziel, die widerspenstigen Bernerköpfe doch endlich mürbe zu machen. Bekanntlich ist gegenwärtig ein Antrag des bernischen Regierungsrates bei der gesetzgebenden Behörde anhängig, wonach den welschen Kan-

tonsbeamten in Bern „Sprachzulagen“ ausgerichtet werden sollen, damit ihre Kinder die französische Schule besuchen können. Der Bund müßte danach wohl früher oder später für seine welschen Beamten ein gleiches tun; sonst gäbe es dann sicher einen Sturm im Welschland. — Es sei eine holprige Logik, das „sogenannte“ Territorialitätsprinzip auf die Stadt Bern anzuwenden, wurde vom oben vermeldeten Schreiber angedeutet. Aber der verstorbene hochangesehene Staatsrechtslehrer Professor Burckhardt dürfte in dieser Frage immer noch die größere Autorität besitzen. Er hat sich in den zwanziger Jahren mit der ganzen Kraft seines Verantwortungsbewußtseins sowohl gegen deutschsprachige Schulen im Tessin als auch gegen eine in der Bundesstadt Bern zu gründende französischsprachige Schule gewehrt, weil solche Schulen, wie er nachwies, eben hier wie dort einen folgenschweren Einbruch in das für die Schweiz lebenswichtige Territorialitätsprinzip darstellen. Zum gleichen Schluß kommt auch Hegnauer in seinem anerkannten Werk „Das Sprachenrecht der Schweiz“. Beide, Burckhardt und Hegnauer, wollen diesen sprachlichen Gebietsgrundsatz ausdrücklich und gerade auch auf die Stadt Bern — die kein Bundesgebiet nach dem Muster Washingtons werden kann — angewandt wissen, weil er seinem Wesen nach unteilbar ist und keine Ausnahmen duldet, ohne hinfällig zu werden. Die Wichtigkeit dieses Grundsatzes aber erhellt daraus, daß er seit hundert Jahren den Sprachfrieden in der Schweiz gewährleistet. Wenn man einmal Ausnahmen macht, wer garantiert dann gerade den Welschschweizern, daß man in zwanzig Jahren unter veränderten Verhältnissen nicht Ausnahmen zuungunsten des Welschlandes durchsetzen kann?

Die Forderung nach einer französischen Schule in Bern ist wie die „Jurakrise“ bis jetzt zweimal aufgetaucht, beidemal im zeitlichen Zusammenhang mit einem von Deutschland verlorenen Weltkrieg, der jeweils auch in schicksalhafter Weise eine Schwächung der kulturellen Stellung der deutschsprachigen Schweiz im Landesganzen mit sich brachte. Die deutsche Schweiz hat, um den geistigen Angriff der Nazibarbarei abzuwehren, mit vollem Bewußtsein eine gewisse kulturelle und sprachliche Selbstverleugnung geübt, während die welsche Schweiz mehr als je mit Frankreich zusammenging, so sehr, daß sich heute Stimmen erheben, die vor dem alles überschattenden Pariser Einfluß warnen. Nicht die

alemannische „Mehrheit“ hat deshalb heute die größere Stoßkraft, sondern die welsche „Minderheit“. Das zeigt sich ja auch in Biel. Jedermann weiß, daß die dort nun amtlich bis ins letzte durchgeführte Zweisprachigkeit einen Vorstoß des Welschtums bedeutet und daß sie sich als wirklich geübte Sitte — im Privat- und vor allem im Geschäftsleben, man denke an Ladeninschriften usw. — doch im wesentlichen auf die Einwohner deutscher Muttersprache beschränkt. Zu der gleichen Erscheinung würde es auch in Bern kommen, wenn öffentliche oder öffentlich subventionierte französische Schulen oder „Sprachzulagen“ (um nicht zu sagen „Kolonialzulagen“!) Einzug hielten. Es käme zu einer zunehmenden Zweisprachigkeit in der Art, wie sie teilweise in der Bundesverwaltung besteht, nämlich so, daß zwar die Deutschschweizer das Französische beherrschen müssen, nicht aber die Welschschweizer das Deutsche. Daran ändern alle frommen Sprüche von „freundeidgenössischer Großzügigkeit“ und von „kleinen Gesten“ nichts. Die sprachliche Schwäche des Deutschschweizers ist nun einmal eine Tatsache, mit der ebenfalls gerechnet werden muß, wenn man den Dingen gerecht werden will! Diese Schwäche ist nun aber nicht einfach bloß etwas Verächtliches; denn nicht zuletzt ihr verdanken die Welschschweizer die ungeschmälerte und unbestrittene Erhaltung ihres Sprachgebiets trotz der großen deutschschweizerischen Zuwanderung. Sie verdient daher gerade von seiten der so kultur- und sprachbewußten Welschschweizer, auch wenn sie in Bern Wohnsitz haben, alle Schonung. Wäre man diesseits der Saane ebenso kulturbewußt wie jenseits, wer weiß, wie es dann stände. Soll nun diese „Schwäche“, die man auch Verständnis und Aufgeschlossenheit für andere Art nennen kann, dazu führen, daß immer größere Teile der alemannischen Schweiz „bilingue“ und damit stark welsch werden? Womit dann vielleicht der Geist einer gewissen Duldsamkeit um ebenso viele Kilometer zurückgedrängt würde? Die Frage stellen, heißt sie verneinen.

Seit über hundert Jahren ist nun die Bundeszentralverwaltung in der Stadt Bern. Hundert Jahre lang haben die Beamten welscher Zunge die sprachliche Eigenart ihrer Kinder im Kreis ihrer Familie auch ohne besondere Schulen durchaus wahren können. Dies dank ihrem ausgeprägten Sprachbewußtsein, dank auch der bernischen Großzügigkeit in sprachlichen Dingen, die nach dem Ausspruch eines Franzosen

so weit geht, „qu'on peut parfaitement vivre à Berne sans parler un mot d'allemand“; dank auch den bernischen Schulen, an denen die Kinder fünf Jahre lang, schon nach der vierten Schulklasse, Französisch lernen, mehr und früher als in den Schulen irgendeines andern Gebiets der Schweiz, mehr vor allem als im Berner Jura sowohl als in allen welschen Kantonen Deutsch gelernt wird. Gegenwärtig läuft beispielsweise gerade im Waadtland die Presse Sturm gegen die Einführung eines bescheidenen, früher einsetzenden Deutschunterrichts. — Die Hartnäckigkeit, mit der seit zehn Jahren eine französische Schule in Bern ertrotzt werden will, ist wohl nur erklärbar aus einer Einstellung, die gewisse kulturelle Werte doch zu hoch einsetzt und damit andere zu niedrig. Unlängst war im Berner Wochenblatt der welschschweizerischen Vereinigungen von Bern die Rede, daß die Stadt Bern ein Vorposten der französischen Erde („*Avant-poste de la terre française*“!) sei. Und in einer der letzten Nummern hat sich ein ständiger Mitarbeiter des Blattes zum 2-ten Male über die Muttersprache der Berner im besondern und der Deutschschweizer im allgemeinen lustig gemacht, wobei er uns „*confédérés*“ mit dem Namen „Schnabegiz“ bezeichnet, einem vielleicht von ihm erfundenen sinnlosen Wort, das aber zweifellos die Mitbürger deutscher Zunge verächtlich macht. Die Forderung nach einer französischen Schule entspringt eben unbewußten — es ist wichtig, das zu betonen — Seelengründen, nämlich einem eingefleischten Überlegenheitsbewußtsein, das sich mit der unter Schweizern unbedingt nötigen sprachlichen Duldsamkeit und Bescheidenheit („Jedem das Seine!“) sehr schwer und auf alle Fälle nur auf dem Umweg einer gewundenen Gedankenföhrung scheinbar vereinbaren läßt.

Die Berner, die sich gerade in letzter Zeit so kraftvoll für die Erhaltung ihrer in Europa einmalig schönen Altstadt wehren, haben ebenso guten Grund, sich auch für die Erhaltung des deutschsprachigen Charakters ihrer Stadt und ihrer Umgebung bis nach Freiburg und Biel zu wehren. Wie zu Lausanne, der Bundesgerichtsstadt, die Latinität mit der Alleinherrschaft der französischen Sprache, wie zu Biel und Freiburg, den Städten an der Sprachgrenze, die Zweisprachigkeit als Charakteristikum gehört, so zu Bern die Deutschsprachigkeit: Berndeutsch in der Rede, Schriftdeutsch in der Beschriftung. Eines schickt sich nicht für alle! Wenn Bern nicht berndeutsch-deutschsprachig bleibt — und

französische Schulen würden es früher oder später gefährden —, dann ist es nicht mehr Bern. Wer hieran immer wieder rüttelt, wie es seit Jahren geschieht, stört den Sprachfrieden. Das muß einmal gesagt sein.

Am grünen Holz

Ich lese in einem Aufsatz von Thomas Mann über Fontane („Weltwoche“ vom 5. Februar 1954):

... „es waren die ... über die Jahre 1884 bis 1898, dem Todesjahr des Dichters, sich erstreckenden Dokumente“ ...

Die Dokumente erstrecken sich also:

1. über die Jahre

2. über dem Jahr, oder: bis über dem Jahr

Ist das die „Dativitis“, die einen der ersten lebenden Meister der deutschen Prosa angesteckt hat? Richtig wäre „bis zum Jahr“. Das wäre ein Dativ, aber „bis dem Jahr“ ist unrichtig, während „bis über das Jahr sich erstreckend“ nicht anzufechten wäre. „Bis zum Jahr“ würde das Jahr 1898 aber ausschließen; der Verfasser meinte es aber einzuschließen; die Dokumente erstrecken sich auch über das Todesjahr. Das „bis“ scheint mir den Fall nicht regieren zu können; es gilt nur für die Zeitangabe „1884 bis 1898“, vermag aber nicht das „sich erstrecken über“ (worauf der Wenfall zu folgen hat) auszusprechen. Also wären es „die ... über die Jahre 1884 bis 1898, das Todesjahr des Dichters sich erstreckenden Dokumente“. E. Sch.

„Laascht, böt not liischt“

Ein im ganzen deutschen Sprachgebiet beliebtes geflügeltes Wort lautet: „Last, not least“. Es stammt von Shakespeare, und seine Beliebtheit ist so groß, daß man davon, obschon es englisch ist, auch in einem deutschen Sprachspiegel reden darf, besonders weil mit ihm auch ein wenig Unfug verbunden ist. Oder ist es nicht Unfug, wenn ein Student zur Schlußbemerkung seiner schweizerdeutschen Ansprache übergeht mit der Formel „Laascht, not liischt“, wie das schon vorgekommen ist? Also König Lear nennt seine jüngste Tochter, nachdem er die beiden ältern befragt: „Although the last, not least“, und Antonius